

Erscheint in: Philosophiegeschichte und logische Analyse 9 (2006)

## Aristoteles' Kategorie des Relativen zwischen Dialektik und Ontologie

*Ludger Jansen, Universität Saarbrücken*

### Zusammenfassung

Wie die Kategorienlehre überhaupt, erfüllt auch Aristoteles' Kategorie des Relativen (*pros ti*) zwei auseinanderfallende Funktionen: Die Kategorie des Relativen erfüllt zum einen eine dialektische oder logische Funktion, die auf die Vermeidung von Fehlschlüssen abzielt, zum anderen aber eine ontologische Funktion, die die eigentümliche Seinsweise des Relativen berücksichtigt. Die konsequente Berücksichtigung dieser doppelten Funktion hilft bei der Interpretation der zwei Definitionsvorschläge und der Behandlung der Eigenschaften des Bezügliichen in Cat. 7, bei der Frage nach der Gleichursprünglichkeit oder ontologischen Unabhängigkeit korrespondierender Relativa, beim Genus-Spezies-Problem (das Aristoteles am Ende von Cat. 8 anspricht) und bei der kategorialen Zuordnung von Vermögen und Verwirklichung (*dynamis* und *energeia*).

### Abstract

Like the doctrine of the categories in general, Aristotle's category of the relative (*pros ti*) fulfils disparate functions: On the one hand, the category of the *pros ti* fulfils a dialectic or logical function that aims at the avoidance of fallacies. On the other hand, the category respects the peculiar mode of being of the relative. Taking these two different functions into consideration helps with the interpretation of Aristotle's two definitions of the relative and his treatment of the properties of the relative in Cat. 7, with the question whether corresponding relatives are of equal priority or ontologically independent, with the genus-species problem (that Aristotle mentions at the end of Cat. 8), and with the categorical classification of potency and act (*dynamis* and *energeia*).

Ein alter Streit geht darum, ob die Kategorienschrift nicht zu Unrecht unter die logischen Schriften des Aristoteles gezählt wird und nicht vielmehr ein Text zur Ontologie ist. Tatsächlich erfüllen die Kategorien sowohl logisch-dialektische als auch ontologische Funktionen. Dies will ich im Folgenden anhand der Kategorie des *pros ti*, des Relativen, erläutern. Es ist der Wunsch, Fehlschlüsse zu verhindern, der eine eigene Kategorie für das Relative aufgrund der dialektischen Funktion der Kategorien erforderlich macht (§ 1). Das Relative hat zudem aber einen besonderen Seinsmodus, der auch aufgrund der ontologischen Funktion der Kategorien eine eigene Kategorie für das Relative rechtfertigt (§ 2). Ich werde zeigen, daß diese beiden Funktionen voneinander unabhängig sind und keineswegs dieselben Elemente der Kategorie des Relativen zuordnen (§ 3). Die konsequente Berücksichtigung dieser doppelten Funktion hilft bei der Interpretation der zwei Definitionsvorschläge in Cat. 7 (§ 4.1) und der Behandlung der Eigenschaften des Bezüglichen (§ 4.2), der Frage nach der Gleichursprünglichkeit oder ontologischen Unabhängigkeit korrespondierender Relativa (§ 4.3), dem am Ende von Cat. 8 angesprochenen Genus-Spezies-Problem (§ 4.4) und der kategorialen Zuordnung von *dynamis* und *energeia* (§ 4.5).

## 1. Die dialektische Funktion des *Pros ti*

### 1.1 *Sophistische Tricksereien in Platons „Euthydemos“*

In Platons Euthydemos-Dialog erzählt Sokrates dem Kriton von einem lebhaften Gespräch, das er und einige andere Athener mit dem sophistischen Brüderpaar Euthydemos und Dionysodoros geführt haben.<sup>1</sup> Die beiden Brüder, im Dialog als „zwei ganz neue Sophisten“ bezeichnet (271b9-c1), werden als Meister der Eristik vorgestellt, der Kunst „im Gespräch zu streiten und zu widerlegen“ (*en tois logois machesthai te kai exelegchein*, 272a8), und zwar ganz unabhängig vom Thema und unabhängig vom Wahrheitswert der zu widerlegenden These (272b1-2). Der folgende Wortwechsel zwischen Euthydemos und Sokrates gibt eine kleine Kostprobe ihrer Kunst:

E: Weißt Du wohl etwas?

S: Freilich, und recht viel, Kleinigkeiten wenigstens.

---

<sup>1</sup> Die spärlichen Nachrichten über das historische Brüderpaar sind bei Kerferd/Flashar 1998, 90-91 zusammengestellt.

E: Das genügt. Dünkt dich nun möglicherweise, daß irgend etwas das, was es ist, zugleich auch nicht sei?

S: Nein, sondern unmöglich.

E: Und du weißt doch etwas?

S: Ja.

E: Also bist du wissend, wenn du weißt?

S: Ja freilich, um dieses.

E: Einerlei. Aber bist du nicht gezwungen, alles zu wissen, wenn du wissend bist?

S: Nein, bei Zeus, da ich ja so vieles andere nicht weiß.

E: Also, wenn du etwas nicht weißt, bist du nichtwissend?

S: Ja, um jenes wohl, Lieber.

E: Bist du deshalb weniger nichtwissend? Und eben sagtest du, du wärest wissend? Und so bist du, was du bist, und du bist es auch wieder nicht, ganz auf dieselbe Weise.

(Euthyd. 293b-d, in Dialogform gebrachte Schleiermacher-Übersetzung)

Der sophistischen „Kunst“ der beiden Brüder liegt offensichtlich ein uneingeschränkter Gebrauch beziehungsweise ein Mißbrauch des Satzes vom ausgeschlossenen Widerspruch zugrunde. Darauf beruht auch das sogenannte Vater-Sophisma, das Euthydemos – diesmal im Gespräch mit Ktesippus – entwickelt:

K: Ist [euer] Vater nicht ein anderer als mein Vater?

E: Weit gefehlt!

K: Aber Euthydemos, ist er etwa nur mein Vater oder auch der übrigen Menschen?

E: Auch der übrigen. Oder meinst du, derselbe sei Vater und auch nicht Vater?

(Euthyd. 298b-c, in Dialogform gebrachte Schleiermacher-Übersetzung)

In dem im Euthydemos-Dialog geschilderten Gespräch mit den Sophisten geht es nicht um die Suche nach der Wahrheit. Anlaß für das Zusammentreffen mit den Sophisten ist vielmehr Kleinias, der, „äußerst schön von Gestalt“ (271b), sich mit seiner großen Schar von Verehrern – darunter Ktesippus – dem Sokrates zugesellt (273a), dann aber auch die beiden Sophisten anlockt, die wohl hoffen, einen schönen Schüler gewinnen zu können (273b). Ktesippus (vgl. 300c) und die Sophisten sind also nicht auf die Wahrheit, sondern auf die Gunst des schönen Kleinias aus. Gleichwohl: Solche Fehlschlüsse können den Blick auf die Wahrheit verstellen. Auch wer nicht um schöne

Jünglinge buhlt, kann daher von einer Analyse der Fehlschlüsse großen Nutzen haben.<sup>2</sup>

### 1.2 Aristoteles' Problemanalyse in den „Sophistischen Widerlegungen“

Die Trickereien der beiden sophistischen Brüder in Platons Euthydemos-Dialog haben System. Das zeigt sich nicht nur daran, daß diese denselben Trick bei ihren Gesprächspartnern immer wieder ausprobieren oder daran daß ihr Disputationspartner Ktesippus den Trick schnell selbst beherrscht (298c-d, 300c-d, 303e). Es wird auch daran deutlich, daß Aristoteles in den „Sophistischen Widerlegungen“ die Schliche der Sophisten katalogisiert und systematisiert. Auch die von Euthydemos und Dionysodoros angewandten Fehlschlüsse können mit den von Aristoteles bereitgestellten Begriffen analysiert werden. Ein guter Ausgangspunkt dafür sind Aristoteles' Bemerkungen zum Fehlschluß *secundum quid et simpliciter*:

Von den Fehlschlüssen (*paralogismoi*) außerhalb des sprachlichen Ausdrucks (*exó tês lexeôs*) gibt es sieben Arten. [...] die zweite fußt darauf, daß man etwas schlechthin (*haplôs*) oder nicht schlechthin, sondern in bestimmter Weise (*pêj*), hinsichtlich eines Ortes (*pon*) oder einer Zeit (*pote*) oder mit Bezug auf etwas behaupten (*pros ti legesthai*) kann [...]. (Soph. el. 4, 166b 21-23)<sup>3</sup>

An späterer Stelle gibt Aristoteles das folgende Beispiel:

Ähnlich wenn es sich um das Bezügliche (*pros ti*), das Wo (*pon*) und das Wann (*pote*) handelt. Alle solche Schlüsse (*logoi*) fußen nämlich auf folgendem: Ist Gesundheit oder Reichtum ein Gut? Aber für den Unenthaltamen (*aphronos*) und den nicht richtig Nutzenden (*mê orthôs chrômenos*) sind sie kein Gut. Also sind sie ein Gut und kein Gut. (Soph. el. 25, 180b 7-10)

Dieses Beispiel verhält sich ganz analog zum Vater-Sophisma. So wie Sophroniskos zugleich Vater und nicht Vater sein kann – nämlich Vater von Sokrates, aber nicht Vater von Patrokles, so kann etwas auch zugleich ein Gut und kein Gut sein: Gesundheit ist ein Gut für den Enthaltamen, aber kein Gut für den Unenthaltamen. Reichtum ist ein Gut für den, der ihn richtig nutzt, kein Gut aber für den, der ihn falsch nutzt. Ein Widerspruch tritt nur dann

<sup>2</sup> Zum Problem der Relativa bei Platon vgl. Scheibe 1967, zum „Euthydemos“ S. 47. Zur Verwendung der Fehlschlüsse im „Euthydemos“ allgemein vgl. Sprague 1963. In der Akademie spielte das *pros ti* auch bei der Diskussion um die Ideenlehre eine Rolle; vgl. Baltzly 1997.

<sup>3</sup> Wenn nicht anders angemerkt, stammen Übersetzungen von mir. In der Transkription griechischer Termini gebe ich ein Jota subscriptum durch ein „j“ wieder.

auf, wenn der jeweilige Bezug vernachlässigt wird und so getan wird, als ob jemand schlechthin Vater sein könnte, ohne Vater von diesem oder jenem zu sein, oder als ob etwas schlechthin ein Gut sein kann, ohne für diesen oder jenen ein Gut zu sein.

Welchen Ratschlag gibt Aristoteles jenen, die in einer dialektischen Übung mit einem solchen Sophisma konfrontiert werden?

Die [Schlüsse] aber, die darauf beruhen, daß das, was eigentlich (*kyriós*) dieses ist, entweder nur in einer gewissen Hinsicht (*péj*), oder dort (*pou*) oder dann (*pote*), oder mit Bezug auf etwas (*pros ti*), und nicht schlechthin ausgesagt wird, muß man so lösen, daß man den Schlußsatz (*symperasma*) der Verneinung (*antiphasis*) gegenüber darauf untersucht, ob er einer von diesen Bedingungen untersteht. Konträres (*ta enantia*) und Gegenteiliges (*antikeimena*), Bejahung (*antiphasis*) und Verneinung (*apophasis*) können nämlich unmöglich schlechthin in demselben vorliegen; nichts hindert jedoch, daß jedes von beiden in einer gewissen Hinsicht oder mit Bezug auf etwas oder in gewisser Weise ist oder auch so, daß eines in gewisser Hinsicht, das andere schlechthin ist. Wenn das eine schlechthin, das andere nur beziehungsweise gilt, liegt keineswegs eine Widerlegung vor, und darauf muß man den Schlußsatz seiner Verneinung gegenüber ansehen. (Soph. el. 25, 180a 23-31)

Wenn Sophroniskos also Vater von Sokrates oder schlechthin Vater, nicht aber Vater von Solon ist, ist dies kein Widerspruch, ebensowenig wie Reichtum ein Gut sein kann für den, der ihn richtig nutzt, oder auch ein Gut schlechthin, kein Gut aber für den, der ihn nicht richtig zu nutzen weiß.

Wer in dialektischen Übungen also nicht von „ganz neuen Sophisten“ (Euthyd. 271bc) über den Tisch gezogen werden will, der hat ein gutes Motiv, auf Ausdrücke, die ein *pros ti* bezeichnen, und ihre logischen Eigenschaften zu achten.

Manchmal wird *pros ti* mit „Relation“ wiedergegeben.<sup>4</sup> Die von Aristoteles angeführten Beispiele wie „Vater“, „Kind“ etc., zeigen, daß Aristoteles keineswegs auf Relationen abheben wollte. Jedoch haben Relationen durchaus etwas mit dem *pros ti* zu tun. Aber in der Regel bezeichnet Aristoteles nicht die Relation als *pros ti*, sondern jeweils eines der Relata, dem eine bestimmte Benennung zukommt, weil es in dieser Relation steht.<sup>5</sup> Diese Relation nennt

---

<sup>4</sup> Cooke 1938 z.B. übersetzt „relation“.

<sup>5</sup> Vgl. auch Oehler 1984, 239: „Der Ausdruck *pros ti* rekuriert auf die Relata beziehungsweise Fundamente, das heißt auf die Dinge, die bei gegebener Relation einander zugeordnet sind.“

Mignucci die „constitutive relation“ der *pros ti*-Eigenschaft:<sup>6</sup> Einen Mann nennt man „Vater“, wenn er in der Relation „ist Vater von“ zu einem Kind steht. Er ist dann Vater „in bezug auf“ (*pros ti*) sein Kind, nicht aber in bezug auf alle Menschen. Besser als „Relation“ passen für das *pros ti* daher die Bezeichnungen „Relatives“ (Rolfes) oder „Relativum“ (Oehler) oder Übersetzungen wie „das In-Bezug-auf“ (Rath). Ein *pros ti* ist also ein Relatives: etwas Konkretes, auf das eine bestimmte Bezeichnung deshalb angewandt wird, weil es in einer bestimmten Relation zu etwas steht.

Die Trickserien der Brüder Euthydemos und Dionysodoros zeigen, anachronistisch formuliert, daß bei mehrstelligen Prädikaten wie „... ist Vater von ---“ oder „... kennt sich aus mit ---“ der jeweilige, umgangssprachlich möglicherweise verschwiegene, Bezug beachtet werden muß, um Fehlschlüsse zu vermeiden: Wer Vater (seines Kindes) ist, der kann durchaus auch nicht Vater sein (nämlich hinsichtlich des Kindes eines anderen), und wenn sich jemand mit etwas auskennt, dann ergibt sich kein Widerspruch, wenn er sich mit etwas anderem nicht auskennt. Vom Standpunkt der modernen Prädikatenlogik aus kann man warnend darauf hinweisen, daß mehrstellige Prädikate eben nicht wie einstellige Prädikate behandelt werden dürfen, mit denen z.B. über Qualitatives gesprochen wird. Nun kennt Aristoteles keine mehrstelligen Prädikate. Das wird mich in Abschnitt 3.4 veranlassen, eine alternative Analyse der *pros ti*-Ausdrücke mit Hilfe von Prädikatmodifikatoren vorzuschlagen, die ohne mehrstellige Prädikate auskommt. Bis dahin können wir darauf verweisen, daß, auch wenn Aristoteles *pros ti*-Ausdrücke nicht als mehrstellige Relationen ansieht, jedem *pros ti* doch zumindest eine solche mehrstellige Relation korrespondiert.

### 1.3 Der dialektische Ursprung der Kategorienlehre

Nicht nur die Kategorie des *pros ti*, sondern die Kategorienlehre überhaupt ist durch die Erfordernisse der dialektischen Übungen motiviert.<sup>7</sup> Wer die Kategorien nicht kennt, läßt sich leicht durch die Gleichartigkeit sprachlicher Ausdrücke über wichtige Unterschiede in der Sache hinwegtäuschen. Er begeht,

---

<sup>6</sup> Mignucci 1986, 104. Mignucci selbst verwendet den Lambda-Kalkül zur Rekonstruktion der beiden Definitionen des *pros ti* in Cat. 7.

<sup>7</sup> So schon Bonitz 1853. Vgl. auch Kapp 1965, 46: „Wie wir aus der *Topik* erfahren, war es die ursprüngliche Funktion des Verzeichnisses verschiedener ‚Kategorien‘, vor Trugschlüssen und Irrtümern zu schützen.“

modern gesprochen, einen „Kategorienfehler“ beziehungsweise, in traditioneller Terminologie, eine *fallacia figurae dictionis*:

Auf der Gestalt des sprachlichen Ausdrucks (*to schéma tês lexeôs*) beruhende [Widerlegungen] liegen vor, wenn man das, was nicht dasselbe ist, auf dieselbe Weise ausdrückt, z.B. [...] Qualitatives (*poion*) wie Quantitatives (*poson*) [...] und die übrigen [Kategorien], wie zuvor<sup>8</sup> eingeteilt. (Soph. el. 4, 166b 10-14)

Die Kategorien-Unterscheidung ist zugleich Diagnose- und Therapiemittel für diese Art von Fehlschlüssen:

Es ist auch klar, wie man den [Schlüssen] begegnen muß, die darauf beruhen, daß man auf gleiche Weise über das nicht völlig gleiche spricht, da wir ja die Gattungen der Prädikate haben (*ta genê tôn katégoriôn*). Der eine hat auf eine Frage zugegeben, daß das nicht vorliegt, was das bezeichnet, was etwas ist (*ti esti*); der andere hat gezeigt, daß ein Bezügliches (*pros ti*) oder ein Quantitatives vorliegt, das aber aufgrund des sprachlichen Ausdrucks (*dia tèn lexin*) das zu bezeichnen scheint, was es ist (*ti esti*). (Soph. el. 22, 178a 4-8)

Zu wissen, wonach gefragt wurde, und darauf zu achten, daß die Antwort nicht unter der Hand als Antwort auf eine andere Frage verwendet wird, ist in der dialektischen Übung elementar. So berühmte Probleme wie den „Dritten Menschen“, den berüchtigten Einwand gegen eine bestimmte Version der Ideenlehre, führt Aristoteles auf einen Kategorienfehler zurück. Dieser ließe sich nämlich durch die richtige Unterscheidung von *tode* und *toionde*, von „Diesem“ und „So-Beschaffenem“ auflösen (Met. VII 13, 1039a 1-3; vgl. Soph. el. 22). Eine dialektische Funktion hat also nicht nur die Kategorie des *pros ti*, sondern die gesamte Kategorienlehre. Von ihrem dialektischen Ursprung her leuchtet auch die Benennung der Kategorien durch substantivierte Fragewörter unmittelbar ein: Als ein „So-Beschaffenes“ beschreibt man etwas eben dann, wenn man auf die Frage „Wie ist das beschaffen?“ antwortet, und damit sagt man etwas kategorial anderes, als wenn man die Frage „Was ist das?“ beantwortet.<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> Ein Rückverweis auf Top. I 9.

<sup>9</sup> Für den Zusammenhang zwischen Fragen und Kategorien vgl. z.B. Kahn 1978.

## 2. Die ontologische Funktion des Pros ti

### 2.1 Die Karriere der Kategorien: Von der Disputierhilfe zum Seinsmodus

Das Substantiv *katégoria* und das dazugehörige Verb *katégorein* stammen ursprünglich aus der Gerichtssprache. Dort bedeutet *katégoria* „Anklage“ (z.B. im Gegensatz zur Verteidigung, Rhet. I 3, 1358b 11), *katégorein* „anklagen“. Eine Anklage behauptet etwas von jemandem – daher kann das Verb auch „kundtun“ oder „behaupten“ bedeuten (vgl. z.B. Platon, Theait. 208b12; Phaed. 73b2; Theait. 167a1 verbindet beide Bedeutungen miteinander).

In der allgemeinen Bedeutung von „etwas über etwas aussagen“ verwendet Aristoteles in der Logik das aktivische *katégorein ti kata tinos* (Cat. 5, 3a 19 u.a.), häufiger aber noch das passivische *katégoreisthai ti tinos* (Cat. 5, 2a 21; An. pr. I 4, 26b 9 u.a.) oder *katégoreisthai ti kata tinos* (Cat. 5, 2a 37) in der Bedeutung „wird von etwas ausgesagt“. Das Zugesprochene (*to katégoroumenon*) wird von dem ihm zugrundeliegenden Subjekt (*hypokeimenon*) unterschieden (Cat. 3, 1b 11; vgl. Met. VIII 2, 1043a 6 u.a.). Insbesondere verwendet Aristoteles *katégorein* als Verb für das affirmative Behaupten im Unterschied zum Verneinen (*aparnêsthai*, An. pr. I 23, 41a 10-11).

Entsprechend verwendet Aristoteles das Substantiv *katégoria* als Terminus technicus für die Prädikation (z.B. Met. IV 4, 1007a 35; An. post. I 22, 84a 1), insbesondere für die affirmative Prädikation (im Gegensatz zur *steresis*, An. pr. I 46, 52a 15), oder für das Prädikat (Met. IV 2, 1004a 29; VII 1, 1028a 28 u.a.). Zudem verwendet Aristoteles den Plural des Substantivs in der sortalen Bedeutung „Arten des Prädikats/der Prädikation“ – und in dieser sortalen Verwendungsweise kann *katégoria* schließlich mit „Kategorie“ übersetzt werden. Ein Plural hat dann sortale Bedeutung, wenn mit ihm nicht eine Vielzahl von Individuen, sondern eine Vielzahl von Arten bezeichnet werden soll. Wenn ich ein Kind frage, welche Tiere es denn gesehen habe, dann kann es darauf antworten: „Ich habe die Kuh Else und die Pferde Winnie und Walter gesehen.“ In diesem Fall zählt es eine Vielzahl von Individuen auf. Das Kind kann aber auch antworten: „Ich habe Kühe gesehen, Pferde und Ziegen.“ Dann zählt das Kind eine Vielzahl von Arten auf, und diese Antwort wird erwartet, wenn der Plural „Tiere“ in der Frage sortal gemeint war. Analog will der sortale Plural *katégoriai* eine Vielzahl von Gattungen von Prädikaten bezeichnen. Eine Kategorie ist also eine Art von Prädikaten. Oft spricht Aristoteles auch explizit von den „Formen von Prädikat(ion)en“ (*schêmata tês katégorias*, Met. V 7, 1017a 23; VI 2, 1026a 36; Met. IX 10, 1051a 35; Phys. V 4,



227b 4) oder von „Arten von Prädikat(ion)en“ (*genê tôn katêgoriôn*, An. post. I 22, 83b 15; Top. I 9, 103b 20; Soph. el. 22, 178a 5). Daher dürfte sich die Kategorieneinteilung zunächst, wie in Top. I 9, nur auf Prädikatterme bezogen haben und ihren Sitz in der Argumentationstheorie gehabt haben. Mit der Ausweitung auf Subjekterme in Cat. 4 fand dann durch den Einschluß der *protê ousia* (die nur als Subjekt einer Prädikation in Frage kommt, Cat. 5, 3a 36-37) eine erste Verschiebung in Richtung Ontologie statt. Mit der Anwendung der Einteilung auf das Seiende in Met. V 7 u.a. wurde die Kategorienunterscheidung dann zum Bestandteil einer der wichtigsten ontologischen Lehrstücke des Aristoteles.

In Cat. 4 präsentiert Aristoteles die Liste der Kategorien als eine Einteilung der Bedeutungen derjenigen Ausdrücke, die „nicht in einer Verbindung ausgesagt“ werden (*tôn kata mêdemian symplokên legomenôn*, 1b 25). Aus Cat. 2, 1a 16-19 und Cat. 4, 2a 4-10 ist ersichtlich, daß es sich bei diesen Ausdrücken um Subjekt- und Prädikatausdrücke einfacher Aussagesätze handelt (vgl. auch Platon, Soph. 261-264). In Top. I 9 unterscheidet Aristoteles hingegen nur „Gattungen von Prädikaten“ oder „Gattungen von Prädikationen“ (*ta genê tôn katêgoriôn*, 103b20), mit denen man auf Fragen verschiedenen Typs antworten kann („Was ist das?“, „Wie ist das?“ usw.). Anders als in Cat. 4 werden also von der Kategorieneinteilung in Top. I 9 solche Ausdrücke, die eine erste Substanz (*protê ousia*) bezeichnen (wie z.B. „dieser bestimmte Mensch“), nicht erfaßt, weil diese anders als Ausdrücke für eine zweite Substanz („Mensch“, „Lebewesen“) im Satz nur als Subjekt, nicht aber als Prädikat vorkommen können (Cat. 5, 3a 36-37).<sup>10</sup>

Der zweite Schritt in Richtung Ontologie findet in der „Metaphysik“ durch die Anwendung der Kategorienunterscheidung auf die Vieldeutigkeit des Wortes „seiend“ statt: Den Kategorien als Arten von Prädikaten korrespondieren unterschiedliche Verwendungsweisen des Wortes „seiend“ (*on*; Met. V 7, 1017a 22-30; VI 2, 1026a 33; VII 1, 1028a 10-13). Die Kategorien sind es, „die das Seiende bestimmen“ (*hois hôristai to on*, Met. VII 3, 1029a 21). Auch die Bezeichnung „Kategorien des Seienden“ weist auf diese ontologische Anwendung der Kategorienunterscheidung hin (*katêgoriai tou ontos*, Met. V 28, 1024b 13; IX 1, 1045b 28; XIV 1093b 19; Phys. III 1, 200b 28). So verstanden bilden die Kategorien die höchsten Gattungen des Seienden, für die es

---

<sup>10</sup> Vgl. Ebert 1985.

nichts Gemeinsames mehr gibt (Phys. III 1, 200b 34; Met. III 3, 998b 22-27; XI 9, 1065b 9; XII 4, 1070b 1-2). Hinsichtlich der gesamten Kategorienlehre kommt es also in zwei Schritten zu einer Verschiebung von einer dialektischen zu einer ontologischen Motivation.<sup>11</sup> Auch hinsichtlich der Behandlung des *pros ti* macht sich die ontologische Orientierung der Kategorienlehre bemerkbar, wie ich jetzt zeigen werde.<sup>12</sup>

## 2.2 Der spezielle Seinsmodus des *Pros ti* in Met. XIV 1

Die ontologische Funktion einer eigenständigen Kategorie für das *pros ti* ergibt sich aus der naheliegenden Vorstellung, daß Relationen nicht wie z.B. Qualitäten in Einzeldingen enthalten sind. Ein Ding wird „weiß“ genannt, wenn die Qualität der Weiße in ihm enthalten ist. Warum wird etwas „gleich“ oder „ähnlich“ genannt? Aristoteles gibt dazu den folgenden Hinweis:<sup>13</sup>

Weiterhin [wird dasjenige *pros ti* genannt], dem gemäß die dieses Habenden *pros ti* genannt werden, wie die Gleichheit, weil das Gleiche und die Ähnlichkeit, weil das Ähnliche. (Met. V 15, 1021b 6-8)

Ein Ding wird aber nicht deswegen „gleich“ genannt, weil in ihm eine bestimmte Eigenschaft enthalten ist, sondern weil es in einer bestimmten Relation, nämlich der Relation der Gleichheit, zu einem anderen Ding steht, dem es gleicht.<sup>14</sup> Das Gleiche und das Ähnliche unterscheidet sich darin fundamental vom Weißen oder Drei-Kilo-Schweren. Das *pros ti* hat also ontologisch

---

<sup>11</sup> Für die hier referierte dreistufige Entwicklung der Kategorienlehre vgl. Kahn 1978 und Oehler 1984.

<sup>12</sup> Damit zeige ich auch, daß es Aristoteles in Cat. 7 nicht darum ging, „relative Terme gegen nichtrelative abzugrenzen“ (wie Oehler 1984, 253 behauptet), sondern um die Analyse des relationalen Seienden.

<sup>13</sup> Die folgende Stelle ist m. W. der einzige Beleg, wo Aristoteles die Relation als *pros ti* bezeichnet. Ansonsten steht *pros ti* für eines der Relata, und diese Bedeutung wird ja auch im folgenden Zitat als die primäre Bedeutung behandelt, von der die Bezeichnung der Relationen als *pros ti* abgeleitet ist.

<sup>14</sup> Das Anerkennen der Relation als ein Seiendes scheint zunächst den Rahmen der Klassifikation des Seienden in Cat. 2 zu sprengen: Relationen sind abstrakte, prädicierbare Entitäten, die allerdings nicht „in einem Zugrundeliegendem“ (*en hypokeimenô*, 1a 23 u.ö.), sie sind allerdings auch nicht substantiell. Ähnliche Einwände gegen die Klassifikation in Cat. 2 ließen sich auch für das Wann, das Wo und das Haben vorbringen, von denen man ebenfalls kaum sagen will, daß sie „in“ einem Zugrundeliegenden sind. Hinsichtlich der Relationen kann man diese Spannung auflösen, daß man die Gesamtheit ihrer Relata als das ihnen Zugrundeliegende ansieht. Dabei bleibt unangefochten, daß sie keine intrinsischen Eigenschaften einer einzelnen Substanz sind.

gesehen einen anderen Status als Qualitatives oder Quantitatives – es beruht eben nicht auf einer intrinsischen Eigenschaft einer einzelnen Substanz.

Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß Aristoteles dem *pros ti* regelmäßig einen geringeren „Seinsgrad“ zuweist, als anderen Kategorien. Der wichtigste Beleg dafür findet sich in Met. XIV 1:

Das Bezügliche aber ist von allen Kategorien am wenigsten eine Natur (*physis*) oder ein Wesen (*ousia*) und ist auch später als Qualitatives und Quantitatives. Das Bezügliche ist eine Affektion des Quantitativen, wie schon gesagt wurde, aber nicht sein Stoff, wenn irgendetwas vom Bezüglichen Verschiedenes dem Bezüglichen allgemein, seinen Teilen und Arten zukommen kann. Denn es ist doch nichts groß oder klein, viel oder wenig oder überhaupt bezüglich, das nicht als davon Verschiedenes viel oder wenig, groß oder klein oder bezüglich ist. (Met. XIV 1, 1088a 22-29; Übers. nach Schwarz)

Über die Seinsweise des *pros ti* lernen wir hier zunächst, daß das *pros ti* „am wenigsten eine Natur oder ein Wesen“ (1088a 26) oder, wie Aristoteles wenige Zeilen später sagt, „am wenigsten ein Wesen oder ein Seiendes“ (1088a 29-30) ist. Das liegt daran, daß das *pros ti* von anderen nichtsubstantiellen Kategorien ontologisch abhängig ist, die ihrerseits wieder von der Kategorie der Substanz abhängen: Relativa wie Doppeltes und Halbes sind nach dieser Stelle bloß „eine Art Affektion des Quantitativen“ (1088a 24). Aristoteles sieht diesen niedrigen Seinsgrad des *pros ti* zudem dadurch begründet, daß es von ihm anders als von den Kategorien der Substanz, des Qualitativen und des Quantitativen und des Ortes keine eigenständige Art der Veränderung gibt:

Ein Zeichen dafür, daß das Bezügliche am wenigsten ein Wesen und ein Seiendes ist, liegt darin, daß es von ihm allein keine Entstehung, kein Vergehen und keine Bewegung gibt, wie es etwa für das Quantitative eine Vermehrung und eine Abnahme, für das Qualitative eine Umwandlung, für den Ort eine Ortsbewegung und für das Wesen Entstehung und Vergehen schlechthin gibt. Doch für das Bezügliche gibt es nichts Derartiges. Denn ohne bewegt zu werden, wird etwas bald größer, bald kleiner oder gleich sein, wenn ein anderes nach seiner Quantität bewegt worden ist. (Met. XIV 1, 1088a 29-35; Übers. Schwarz)

Das Fehlen einer eigenständigen Art der Veränderung hinsichtlich des *pros ti* wird von Aristoteles an mehreren Stellen thematisiert (außer in Met. XIV 1, 1088a 22-35 auch in Met. XI 12, 1068a 11; Phys. V 2, 225b 11-13.; VII 3, 246b 10-17). Eine eigenständige Art der Veränderung hinsichtlich des *pros ti* anzunehmen ist weder sinnvoll noch notwendig. Natürlich kann eine Aussage wie „Sokrates ist größer als Theaitet“ ihren Wahrheitswert ändern: Sie kann falsch werden, obwohl sie früher einmal wahr war (vgl. Platon, Theait. 155b-c). Auch wenn dies eine Aussage über Sokrates ist, beruht der Wahrheits-

wertwechsel der Aussage nicht darauf, daß Sokrates sich irgendwie verändert hätte: Er ist, wie Aristoteles es in Met. XIV 1 ausdrückt, nicht bewegt worden. Es war vielmehr die Zunahme der Quantität Theaitets, die dazu führte, daß ein anderes *pros ti* auf Sokrates zutrifft. Weil eine relationale Veränderung nicht immer auf eine Veränderung des Aussagesubjekts zurückzuführen ist, wäre eine eigenständige Veränderungsart für die Kategorie des *pros ti* nicht sinnvoll. Weil relationale Veränderungen andererseits stets auf den Wechsel irgendwelcher Eigenschaften aus anderen Kategorien beruhen, erfaßt auch eine Theorie ohne eine solche eigenständige Veränderungsart hinsichtlich des *pros ti* alle in der Welt vorkommenden Veränderungen; eine eigenständige Veränderungsart hinsichtlich des *pros ti* ist daher auch nicht notwendig.

Das *pros ti* hat also eine ganz spezifische Seinsweise, und diese spezifische Seinsweise bildet eine eigenständige ontologische Motivation, das *pros ti* als eigenständige Kategorie anzuerkennen.

### 3. Das Verhältnis der beiden Funktionen zueinander

#### 3.1 Mehrstellige Prädikate, relationales Sein

Wie verhalten sich nun die dialektische und die ontologische Motivation zur Einführung der Kategorie des *pros ti* zueinander? Auf der einen Seite steht die Beobachtung, daß die Nichtbeachtung der (möglicherweise versteckten) Mehrstelligkeit bestimmter Prädikate zu Fehlschlüssen führen kann. Auf der anderen Seite steht die Intuition, daß bestimmte Aussagen nicht durch irgendwelche in den Einzeldingen selbst befindliche Eigenschaften wahr gemacht werden. Zwischen diesen beiden Seiten kann es keine triviale Übereinstimmung geben. Das liegt daran, daß die Mehrstelligkeit von Prädikaten künstlich vermieden oder aber auch erzeugt werden kann. Auf diese logischen Phänomene weist schon Oehler in seinem Kategorien-Kommentar hin.<sup>15</sup> Oehler stellt ganz richtig fest: „durch eine relationale Sprechweise wird noch nicht unbedingt eine reale Beziehung [...] bezeichnet“.<sup>16</sup> Kurioserweise scheint Oehler davon auszugehen, daß dieses Problem die moderne Logik mehrstelliger Prädikate nicht trifft und diese eine „Differenzierungsmöglich-

---

<sup>15</sup> Vgl. Oehler 1984, 240 und 242.

<sup>16</sup> Oehler 1984, 240.

keit“ bietet, die helfen könnte, Aristoteles' Probleme zu lösen.<sup>17</sup> Ich werde zeigen, daß dieser Optimismus trügt und daß das Problem nicht durch die Wahl dieser oder jener Logik, sondern durch die Unterscheidung zwischen Logik und Ontologie bzw. zwischen Sprache und Sein zu lösen ist.

### 3.2 Mehrstellige Prädikate können gesättigt werden

Das Vater-Sophisma beruht auf der Vertauschung des einstelligen Prädikats „... ist Vater“ mit dem mehrstelligen Prädikat „... ist Vater von ---“. An keinem dieser beiden Prädikatausdrücke ist irgendetwas auszusetzen, aber natürlich haben sie ganz unterschiedliche syntaktische Eigenschaften. Zwischen diesen Prädikaten bestehen wichtige logische Zusammenhänge. Zunächst kann man vom mehrstelligen Prädikat auf das einstellige Prädikat schließen:

- (1) Wenn gilt:  $x$  ist Vater von  $y$ ,  
dann gilt:  $x$  ist Vater.

Ist das mehrstellige Prädikat durch ein Paar  $\langle x, y \rangle$  erfüllt, dann ist das einstellige Prädikat durch  $x$  erfüllt. Der Schluß in die umgekehrte Richtung muß vorsichtiger formuliert werden:<sup>18</sup>

- (2) Wenn gilt:  $x$  ist Vater,  
dann gibt es mindestens ein  $y$ , für das gilt:  $x$  ist Vater von  $y$ .

Ist das einstellige Prädikat erfüllt, dann gibt es mindestens ein  $y$ , das mit  $x$  ein Paar bildet, das das mehrstellige Prädikat erfüllt. Diesen Zusammenhang kann man nutzen, um die Stelligkeit von Prädikaten zu verringern. Dazu kann man natürlich einfach singuläre Terme in die Variablen einsetzen: „... ist Vater von ---“ wird so z.B. zu „ist Vater von Sokrates“. Man kann aber die Variablen an diesen Stellen des Prädikates auch mit Quantoren binden: „... ist Vater von ---“ wird dann zu „Es gibt ein  $y$ , für das gilt: ... ist Vater von  $y$ “. Und dieses Prädikat ist äquivalent mit dem einfachen „... ist Vater“.

Von mehrstelligen Prädikaten kann also ganz einfach zu einstelligen Prädik-

---

<sup>17</sup> Oehler 1984, 241; vgl. auch S. 265.

<sup>18</sup> Noch vorsichtiger muß der Schluß formuliert werden, wenn man das „ist“ in (2) nicht als Kopula, sondern als präsentes „ist“ mit Existenzpräsupposition für einen bestimmten Zeitpunkt verstehen will. Denn das Kind, das einen zum Vater macht, kann frühzeitig verstorben sein. Der Schlußsatz muß dann lauten: „Wenn gilt:  $x$  ist Vater, dann gibt oder gab es ein  $y$ , für das gilt:  $x$  ist Vater von  $y$ .“ Auf dieses Problem hat mich dankenswerterweise Wolfgang Künne hingewiesen; ausführlicher dazu Kap. 4.4.

katen übergegangen werden. Auf der ontologischen Ebene hingegen findet kein entsprechender Übergang statt: „Sophroniskos ist Vater von Sokrates“ ist wahr, wenn und weil Sophroniskos und Sokrates in einer bestimmten Relation zueinander stehen. „Sophroniskos ist Vater“ ist nun nicht aufgrund einer intrinsischen Eigenschaft des Sophroniskos wahr, sondern ebenfalls deswegen, weil Sophroniskos in einer bestimmten Relation zu seinen Kindern, beispielsweise zu Sokrates steht. Das Bestehen von Relationen in der Welt kann also sowohl mehrstellige als auch einstellige Prädikationen wahr machen. Hier gibt es also keine Entsprechung zwischen der dialektischen und der ontologischen Motivation des *pros ti*.

### 3.3 Mehrstellige Prädikate können künstlich erzeugt werden

Umgekehrt können aber auch intrinsische Eigenschaften nicht nur durch einstellige Prädikate zugeschrieben werden. Der Äthiopier (um das Beispiel aus Soph. el. 5 aufzugreifen) ist nicht nur schwarz. Er ist auch an den Füßen schwarz, er ist um 12 Uhr schwarz, er ist schwarz mit dem Grauwert *g* usw. Über die Schwärze des Äthiopiers muß, in Aristoteles' Terminologie, nicht schlechthin, in *haplós*-Prädikationen, gesprochen werden, das Prädikat kann auch „beziehungsweise (*péj*), mit Rücksicht auf Art (*pou*) oder Zeit (*pote*) oder Relation (*pros ti*)“ (Soph. el. 166b 23) vom Äthiopier ausgesagt werden. Das Hinzufügen einer solchen Hinsicht erfordert die Angabe eines zusätzlichen Parameters bei der Prädikation. Statt mit dem einstelligen Prädikat „... ist schwarz“ haben wir es nun mit einem mehrstelligen Prädikat zu tun. Aristoteles macht darauf aufmerksam, daß eine Prädikation, die auf der Oberfläche der natürlichen Sprache einstellig ist, keineswegs eine *haplós*-Prädikation sein muß, sondern auch eine versteckt mehrstellige Prädikation sein kann. Bei einer prädikatenlogischen Wiedergabe dieser impliziten Mehrstelligkeit muß auf ein neues, mehrstelliges Prädikat zurückgegriffen werden, um die jeweilige Hinsicht zu berücksichtigen. (Alternative Vorschläge diskutiere ich im nächsten Abschnitt.) Wir bekommen also eine ganze Reihe zweistelliger Prädikate wie „... ist schwarz zum Zeitpunkt ---“, „... ist schwarz an ---“, „... ist schwarz mit Grauwert ---“ usw. und können durch entsprechende Kombination der Hinsichten auch drei- und noch mehrstellige Prädikate bilden.

Von einstelligen Prädikaten können wir also ohne Probleme zu mehrstelligen Prädikaten übergehen. Noch deutlicher wird die Einfachheit dieses Übergangs an trivialen Erweiterungen der Stelligkeit. Jedes einstellige Prädikat  $F(x)$  kann auf triviale Weise zu einem zweistelligen Prädikat  $G(x, y)$  werden, indem

man  $G$  etwa wie folgt definiert:

$$G(x, y) =_{\text{def}} (Fx \ \& \ (y = y))$$

Natürlich ist  $y$  stets mit sich selbst identisch; die Wahl des Wertes für das  $y$  ist also völlig belanglos. Für die Wahrheit der Prädikation von  $G$  kommt es einzig auf den Wert der Variable  $x$  an. Dies muß uns aber nicht stören, denn auch dieses Beispiel soll ja nur illustrieren, daß man sehr leicht von einstelligen zu zweistelligen Prädikaten übergehen kann.

Auch beim Übergang von ein- zu mehrstelligen Prädikaten gibt es keine Entsprechung auf ontologischer Ebene. Egal ob es um die Schwärze des Äthiopiers geht oder die Schwärze zu einem bestimmten Zeitpunkt, an einem bestimmten Körperteil oder mit einem bestimmten Grauwert: stets ist es das Vorhandensein einer intrinsischen Eigenschaft des Äthiopiers, einer Qualität, die die entsprechende Prädikation wahr macht. Dem Übergang zu mehrstelligen Prädikaten entspricht hier auf ontologischer Ebene also kein Übergang zu Relationen als Wahrmacher. Die beiden Motivationen für das *pros ti* fallen also auseinander. Dialektik und Ontologie sind wirklich zwei verschiedene, disparate Motive, die Aristoteles veranlassen, eine eigenständige Kategorie für die *pros ti* einzuführen.

### 3.4 Prädikatmodifikatoren statt mehrstelliger Prädikate

Mit Hilfe der Logik mehrstelliger Prädikate habe ich gezeigt, daß die Mehrstelligkeit eines Prädikats weder notwendig noch hinreichend ist für ein relationales Sein. Die Verwendung der Standard-Prädikatenlogik für diesen Zweck hat den Vorteil, daß sie heute den meisten Philosophen bekannt sein dürfte. Im Rahmen einer Aristoteles-Studie hat das den Nachteil, daß Aristoteles gar keine mehrstelligen Prädikate kannte. Freilich darf der Interpret ein reicheres Vokabular haben als der zu Interpretierende: In einer Metasprache läßt sich vieles sagen, was in der Objektsprache nicht ausdrückbar ist. Dennoch kann es auch für den Aristoteles-Interpreten erstrebenswert sein, sein Analyse-Instrumentarium möglichst nahe an die Aristoteles eigene Begriffswelt anzunähern.

Nun ist die Logik der mehrstelligen Prädikate keineswegs ohne logische Alternativen, was die in den vorangegangenen Abschnitten behandelten Phänomene angeht. Die unterschiedliche Anzahl von Parametern bei gleichbleibenden Verben hat Donald Davidson bekannterweise dazu gebracht, adverbial ergänzte Handlungssätze mit Hilfe der zusätzlichen Quantifikation über

Ereignisse zu analysieren.<sup>19</sup> Andere Logiker versuchen, Prädikate mit flexibler Stelligkeit („multigrade relations“) einzuführen.<sup>20</sup> Um einen logischen Rahmen zu erhalten, der nahe an den begrifflichen Vorstellungen des Aristoteles liegt, bieten sich jedoch Prädikatmodifikatoren an. Dieser Ansatz wurde als Alternative zu Davidsons Analyse adverbialer Ergänzungen entwickelt<sup>21</sup> und ist von mir bereits erfolgreich für die Interpretation des Aristotelischen Dynamis-Begriffs genutzt worden.<sup>22</sup>

Prädikatmodifikatoren nehmen Prädikate und bilden aus ihnen neue, komplexere Prädikate. Für die Behandlung des *pros ti* liegt insbesondere die Verwendung eines indizierten von-Modifikators nahe.<sup>23</sup> Das einstellige Prädikat „Vater“ läßt sich dann mit Hilfe dieses Modifikators zu dem komplexen Prädikat „(von<sub>y</sub> Vater)“ erweitern, das durch den y-Index des Modifikators eine zweite Einsetzungsstelle bekommt. Der von-Modifikator ist abtrennbar, d. h. wer auch immer Vater von jemandem ist, ist auch Vater schlechthin. Die Abtrennbarkeit gilt natürlich nicht für alle Prädikatmodifikatoren. Wer ein mutmaßlicher Mörder ist, ist deswegen noch lange kein Mörder. Für den von-Modifikator hingegen gilt:

$$(\text{von}_y \text{Vater})(x) \supset \text{Vater}(x)$$

Umgekehrt kann man schließen, daß wer schlechthin Vater ist, auch Vater von irgend jemandem ist:

$$\text{Vater}(x) \supset \exists y (\text{von}_y \text{Vater})(x)$$

Durch die Bindung des y-Index an den Existenzquantor hat das komplexe Prädikat nun nur noch eine Einsetzungsstelle und aus dem Prädikatmodifikator wird eine semantisch irrelevante Phrase.

Es ist nicht bei allen Prädikaten sinnvoll, den von-Modifikator anzuwenden. Kombinationen wie „... ist blau von ----“ oder ist „... ist 2 Meter lang von ---“ sind sicherlich nicht sinnvoll. Sinnvoll ist der von-Modifikator aber bei all jenen Prädikaten, die durch Bindung von Variablen aus einem mehrstelligen

---

<sup>19</sup> Vgl. Davidson 1980.

<sup>20</sup> Vgl. Morton 1975.

<sup>21</sup> Vgl. Clark 1970.

<sup>22</sup> Vgl. Jansen 2002; zur Einführung der Prädikatmodifikatoren vgl. dort bes. 28-34.

<sup>23</sup> Der von-Modifikator übernimmt in der Formalisierung gewissermaßen die Funktion, die im Griechisch des Aristoteles der Genitiv innehat. Vgl. Ackrill 1963, 98-99 zu 6a36ff. Differenzierter zu den natürlichsprachlichen Mitteln des Griechischen ist Oehler 1984, 240 und 250-251.



Relationsprädikat abgeleitet sind. Für den Fall, daß eine zweistellige Relation zugrundeliegt, läßt sich der von-Modifikator wie folgt definieren:<sup>24</sup>

Seien  $F$  und  $G$  die beiden von einer zweistelligen Relation  $R$  abgeleiteten einstelligigen Prädikate, so daß die Extension von  $F$  dem Vorbereich und die Extension von  $G$  dem Nachbereich von  $R$  entspricht. D.h. es gilt:

$$F(x) =_{\text{def}} \exists y R(x, y)$$

$$G(x) =_{\text{def}} \exists y R(y, x)$$

Dann sind  $\lceil (\text{von}_y F(x)) \rceil$  und  $\lceil (\text{von}_y G(x)) \rceil$  ebenfalls Prädikate, für die gilt:  $\lceil (\text{von}_y F(x)) \rceil$  ist genau dann wahr, wenn  $\lceil R(x, y) \rceil$  wahr ist, und  $\lceil (\text{von}_y G(x)) \rceil$  ist genau dann wahr, wenn  $\lceil R(y, x) \rceil$  wahr ist.

Auch das Äthiopier-Beispiel läßt sich durch Prädikatmodifikationen analysieren. In diesem Fall ist allerdings eine Vielzahl von unterschiedlichen Modifikatoren nötig: für die Zeit, den Ort, die Intensität. Wenn etwa zum Ausdruck gebracht werden soll, daß der Äthiopier um 12 Uhr an den Füßen in einer bestimmten Intensität geschwärzt ist, dann hat diese Aussage die Form:

$$(\text{int}_g (\text{an}_o (\text{zu}_t \text{schwarz}))) (x)$$

Auch hier wird deutlich, daß die Vielzahl von Einsetzungsstellen keine hinreichende Bedingung für ein relationales Sein ist. Umgekehrt zeigt das einstellige Vater-Prädikat, daß eine Mehrstelligkeit für ein relationales Sein auch nicht notwendig ist. Der Unterschied zwischen einer Mehrzahl von Einsetzungsstellen und einem relationalen Sein läßt sich also auch durch die Verwendung von Prädikatmodifikatoren zeigen, ohne daß man auf mehrstellige Prädikate zurückgreift, die Aristoteles noch nicht kannte. Da ich den von-Modifikator mit Hilfe von Relationen definiert habe, kann er zugunsten zweistelliger Relationsprädikate eliminiert werden. Nichtsdestotrotz stellt er eine syntaktische Alternative zu zweistelligen Relationsprädikaten dar, die es erlaubt, die formale Darstellung enger an Aristoteles' eigene Formulierungen anzulehnen.

---

<sup>24</sup> Dem anonymen Gutachter von „Philosophiegeschichte und logische Analyse“ danke ich für einen entscheidenden Hinweis auf Notwendigkeit und Möglichkeit einer solchen Definition.

## 4. Das *Pros ti* in der Kategorienschrift

### 4.1 Die beiden Definitionsversuche in *Cat. 7*

In *Cat. 7* bietet Aristoteles uns zwei voneinander abweichende Bestimmungen des *pros ti* an.<sup>25</sup> Der erste Definitionsversuch bestimmt das *pros ti* als dasjenige, „von dem man sagt, daß es das, was es selbst ist, in Hinsicht auf ein anderes ist, oder was auf andere Weise in bezug auf ein anderes ist“ (*Cat. 7*, 6a 36-37; vgl. 6b 6-8). Weil diese Definition sich auf ein sprachliches Phänomen bezieht, werden die so bestimmten *pros ti* traditionell auch Relativa *secundum dici* genannt.<sup>26</sup> Nach dieser Definition zählen z.B. das Größere und das Doppelte als *pros ti*, weil das Größere mit Blick auf ein anderes, das kleiner als es ist, Größeres genannt wird und das Doppelte stets das Doppelte von etwas Bestimmtem ist. Was mit Blick auf etwas ein Größeres ist, kann natürlich mit Blick auf ein Drittes ein Kleineres sein.

Die Definition ist nicht so gemeint, daß ein Ausdruck nur dann ein *pros ti* bezeichnet, wenn in einem bestimmten Äußerungskontext tatsächlich auf eine bestimmte Bezugsgröße rekurriert wird, sondern so, daß auf eine solche bezug genommen werden könnte. Nicht nur „Vater von Sokrates“ bezeichnet also ein *pros ti*, sondern auch „Vater“ allein.

Diese erste Formulierung vorausgesetzt, würden allerdings einige zweite Substanzen (*deuteraí ousiai*) wie Kopf und Hand ein *pros ti* sein, da diese mit Blick auf etwas, nämlich mit Blick auf den Kopf- bzw. Handbesitzer ausgesagt werden können (*Cat. 7*, 8a 24-28). Da aber kein Wesen ein Relatives sein kann (*Met. XIV 1*, 1088b 2), schlägt Aristoteles zur Präzisierung eine zweite, engere Definition vor, die das *pros ti* bestimmt als dasjenige, für das es „das-selbe ist zu sein und sich in bezug auf etwas irgendwie zu verhalten“ (*Cat. 7*, 8a 31-32). Hier wird klar, daß es Aristoteles nicht um ein bloß sprachliches Phänomen geht, sondern daß die Seinsweise des *pros ti* wesentlich in dem Bezug auf etwas anderes bestehen soll. Daher werden diejenigen *pros ti*, die durch diese zweite Bestimmung beschrieben werden, Relativa „secundum

<sup>25</sup> Vgl. dazu auch Mignucci 1986 und Morales 1994.

<sup>26</sup> Vgl. z.B. Thomas von Aquin, *Summa Theologiae* I q. 13 a 7 ad 1. Mojsisch 1992, 592 schreibt die Unterscheidung erst Suárez zu. Hood 1984, 39 bezeichnet diese Art des Relativen in Anspielung auf das griechische Wort *legetai* als „L-relative“.

esse“ genannt.<sup>27</sup>

Man könnte nun geneigt sein, die beiden Definitionsversuche den beiden unterschiedlichen Funktionen des *pros ti* zuzuordnen. Und tatsächlich scheint der erste, auf ein sprachliches Phänomen zurückgreifende, Versuch der dialektischen Motivation nahezustehen. Aristoteles verwirft, wie gesagt, diesen Versuch, weil dieser Begriffsbestimmung zufolge auch einige zweite Substanzen wie Kopf oder Hand in die Kategorie des *pros ti* fallen würden. Dies würde zum einen die Distinktheit der Kategorien und zum anderen die Priorität der Substanzkategorie gefährden.<sup>28</sup> Auch Aristoteles hat also bemerkt, wie leicht aus einem einstelligen Prädikat wie „... ist ein Kopf“ das zweistellige Prädikat „... ist ein Kopf von ---“ bzw. aus dem unmodifizierten „Kopf (x)“ das modifizierte „(von<sub>y</sub> Kopf) (x)“ werden kann. Daher scheint es ihm geraten, eine bessere, engere Begriffsbestimmung vorzuschlagen.

Die Überlegung, die zu diesem zweiten Definitionsversuch führt, ist also eine ontologische Überlegung. Auch inhaltlich scheint die zweite Begriffsbestimmung der ontologischen Motivation nahezustehen, verweist die Definition doch selbst explizit auf eine bestimmte Art des Seins. Daß diese Definition am Ende die bevorzugte ist, weist darauf hin, daß die ontologische Dimension für Aristoteles die wichtigere geworden ist. Er kann und muß sich daher von dem lösen, was die sprachliche oder logische Form nahelegt.<sup>29</sup>

#### 4.2 Die Eigenschaften des *Pros ti*

Zur Behandlung der einzelnen Kategorien in der Kategorienschrift gehört nicht nur ihre Beschreibung, sondern auch die Diskussion ihrer Eigenschaften. Im Zusammenhang mit dem *pros ti* diskutiert Aristoteles vier Eigenschaften. Diese sind, in ihrer textlichen Reihenfolge: die Existenz von Entgegengesetztem, Gradualität, Aussagbarkeit bezüglich der Umkehrung und natürliche Gleichursprünglichkeit.

Nur von einer dieser Eigenschaften behauptet Aristoteles, daß sie bei je-

---

<sup>27</sup> In Anspielung auf das griechische Wort *einai* bezeichnet Hood 1984, 39 diese Art des Relativen als „E-relative“.

<sup>28</sup> In Cat. 7 ist Aristoteles noch sehr vorsichtig hinsichtlich der Frage, ob ein *pros ti* eine Substanz sein kann oder nicht. Deutlicher wird er in Met. XII 4, 1070b und Met. XIV 1, 1089b 7-15. An beiden Stellen ist seine These, daß keine der Kategorien Prinzip für eine der anderen sein kann – das *pros ti* ist dort also Beispiel für eine beliebige nicht-substantielle Kategorie.

<sup>29</sup> Für die Kategorienlehre im Allgemeinen vertrat Trendelenburg 1846 eine extreme Sprachbezogenheit der Kategorien. Dagegen z.B. Bonitz 1853 und Kahn 1978.

dem *pros ti* anzutreffen ist, und das ist die Umkehrbarkeit. Die Übersetzer tun sich hier schwer, die entsprechende griechische Formulierung (*pros antitrephonta legetai*, 6b 28; Top. VI 12, 149b 12) zu übertragen: das *pros ti* „wird auch bezüglich der Umkehrung ausgesagt“ (Rath) oder – freier – „muß sich wechselseitig fordern“ (Rolfes), alle *pros ti* „have their correlatives“ (Cooke) oder – länger – „are spoken of in relation to correlatives that reciprocate“ (Ackrill) oder – dasselbe auf Deutsch – „werden ausgesprochen in Beziehung zu reziproken Korrelativa“ (Oehler). Was gemeint ist, wird an Aristoteles’ Beispielen deutlich. Wann immer ein Paar genuiner korrelativer Ausdrücke wie „doppelt“ und „halb“ oder „Herr“ und „Knecht“ vorliegen, kann man nicht nur sagen, daß der Knecht Knecht eines Herren ist, sondern auch, daß der Herr Herr eines Knechts ist. Entsprechend ist das Doppelte das Doppelte der Hälfte, das Hälfte aber auch die Hälfte vom Doppelten. Aristoteles’ These ist somit die folgende:

Bezeichne „F“ ein beliebiges *pros ti*. Dann gibt es zu „F“ einen korrelativen Ausdruck „G“, so daß gilt:<sup>30</sup>

- (1) „G“ bezeichnet ebenfalls ein *pros ti*.
- (2) Ein F ist ein F eines Gs.
- (3) Ein G ist ein G eines Fs.

Die semi-formale Formulierung von (2) und (3) enthält die Variablen sowohl an Subjekt- als auch an Prädikatstelle. Was in der natürlichen Sprache möglich ist, ist in der formalen Sprache der Prädikatenlogik nicht erlaubt. Oft wird in diese Stelle der relationslogische Satz hineingelesen, daß es für jede Relation R, in der ein geordnetes Paar  $\langle x, y \rangle$  steht, eine zu R konverse Relation  $R^{-1}$  gibt, in der das Paar  $\langle y, x \rangle$  zueinander steht. Das hat etwas mit (2) und (3) zu tun, ist aber noch weit von ihnen entfernt. Der Zusammenhang wird deutlich, wenn wir diese Eigenschaft des Relativen mit Hilfe von Prädikatmodifikatoren darstellen – ein weiteres Argument für die Verwendung dieses logischen Hilfsmittels in der Analyse der Aristotelischen Philosophie:

$$(2^*) \quad \forall x (F(x) \supset \exists y (G(y) \ \& \ (\text{von}_y F)(x)))$$

$$(3^*) \quad \forall x (G(x) \supset \exists y (F(y) \ \& \ (\text{von}_y G)(x)))$$

---

<sup>30</sup> Vgl. Ackrill 1963, 100.

Da ich in Kap. 3.4 den von-Modifikator mit Hilfe der F und G zugrundeliegenden zweistelligen Relation R definiert habe, können (2\*) und (3\*) in äquivalente Ausdrücke umgewandelt werden, die als nichtlogisches Zeichen ausschließlich R enthalten:

$$(2^{**}) \quad \forall x ((\exists v R(x, v)) \supset \exists y ((\exists w R(w, y)) \& R(x, y)))$$

$$(3^{**}) \quad \forall x ((\exists v R(v, x)) \supset \exists y ((\exists w R(y, w)) \& R(y, x)))$$

Es läßt sich zeigen, daß (2\*\*) und (3\*\*) allgemeingültige prädikatenlogische Theoreme sind.<sup>31</sup> Wenn aber (2\*\*) und (3\*\*) allgemeingültig sind, dann auch die zu diesen äquivalenten Behauptungen (2\*) und (3\*).

Diese Eigenschaft der Umkehrbarkeit gilt jedoch nie bei bloß akzidentellen Bezügen: Der Sklave ist zwar akzidentell Sklave eines Menschen, aber der Mensch ist nicht Mensch eines Sklaven (Cat. 7, 7a 24-30). Paare von umkehrbaren Relativa bilden eine der vier Arten von Gegensätzen (*antikeimenon*, Cat. 10, 11b 17-33). Da diese Eigenschaft für alle *pros ti* gelten soll, sie also ganz unabhängig von der jeweiligen Motivation ihrer Klassifikation als solche ist, müssen wir sie hier nicht weiter diskutieren.

Ebenfalls unabhängig von einer eventuellen dialektischen oder ontologischen Motivation ist die Eigenschaft der Gradualität, auch wenn diese nicht für alle *pros ti* gilt. Graduell ist etwas, wenn es ein Mehr und ein Weniger zuläßt (*to mallon kai hêtton epidechestai*, 6b 19-20). Einige *pros ti*, so Aristoteles, würden ein Mehr oder Weniger zulassen, wie etwa das Ähnliche oder das Ungleiche (6b 20-22). In der Tat sind Aussagen wie „A ist B ähnlicher als C“ oder „A und B sind ungleicher als C und D“ sinnvolle Behauptungen. Andere *pros ti* wie das Doppelte lassen keine Gradualität zu. „A ist doppelter als B“ oder „A ist mehr dreifach als B“ sind klarerweise unsinnig. Was ich hier anhand der zugrundeliegenden abstrakten Relationen gezeigt habe, läßt sich natürlich auch auf die konkreten Relativa übertragen: „A ist eher ein Doppeltes als B“ macht keinen Sinn, „A ist mehr ein B-Ähnliches als C“ hingegen sehr wohl. Alle Beispiele, anhand derer Aristoteles die Gradualität diskutiert, die graduellen wie die nicht-graduellen, sind *pros ti*, die auch ontologisch motiviert sind. Die Grenze zwischen den graduellen und den nicht-graduellen *pros ti* verläuft also mitten durch die ontologisch motivierten *pros ti*. Aber auch

---

<sup>31</sup> Hier ein semantischer Beweis: Für jedes x lassen sich Werte für v, w und y angeben, so daß (2\*\*) und (3\*\*) wahr werden. Man wähle v beliebig, w wie x und y wie v. Dann erhält man sowohl aus (2\*\*) als auch aus (3\*\*) die Behauptung:  $R(x, v) \supset (R(x, v) \& R(x, v))$ . Das ist aber eine Einsetzungsinstanz einer aussagenlogischen Tautologie.

die nur dialektisch motivierten *pros ti* lassen sich nicht eindeutig als graduell oder nicht-graduell einordnen, wie ein Blick in die entsprechende Diskussion für das Qualitative zeigt (Cat. 8, 10b 26-11a 14), wo Aristoteles „zwar nicht alles, aber das meiste“ (10b 29-30) des Qualitativen als graduell ansieht. Zwar könne es vielleicht von der Tugend, z.B. der Gerechtigkeit (10b 30), als solcher oder von der Erkenntnis, z.B. der Grammatik, als solcher (11a 1) kein Mehr oder Weniger geben, was zumindestens einige diskutieren (10b 32). Auf jeden Fall kann aber jemand mehr oder weniger von etwas wissen als ein anderer und auch mehr oder weniger tugendhaft als ein anderer sein (11a 3-5). Anderes, wie „rund“ oder „dreieckig“ könne hingegen keine Steigerung erfahren (11a 5-12). Ein nur dialektisch motiviertes *pros ti* wie das n-Eckige, das mit Blick auf die Anzahl der Ecken ausgesagt wird, kann daher nicht mehr oder weniger von etwas ausgesagt werden, sondern entweder ganz oder gar nicht. Auch unter den nur dialektisch motivierten *pros ti* finden sich also sowohl graduelle wie nicht-graduelle *pros ti*.

Wichtig ist die Beachtung der Motivation des jeweiligen *pros ti* hingegen bei der Entgegengesetztheit. Einander entgegengesetzt, so Aristoteles' Beispiele, sind Tugend und Schlechtigkeit, Wissen und Unkenntnis, während dem Doppelten und dem Dreifachen nichts entgegengesetzt ist. Zwei Eigenschaften werden üblicherweise dann als (konträr) entgegengesetzt bezeichnet, wenn sie einem Ding nicht zugleich zukommen können (Cat. 6, 6a 1), wohl aber zugleich fehlen können. Dann aber müßten auch das Doppelte und das Dreifache Entgegengesetzte haben, ja sogar zueinander entgegengesetzt sein – zumindest, wenn man fix hält, wovon etwas das Doppelte oder Dreifache sein soll. Die Einordnung des Doppelten und Dreifachen zeigt, daß hier ein strengerer Begriff von Kontrarität gemeint sein muß, der aber nicht einfach zu charakterisieren ist. Dafür ist vielmehr eine Fallunterscheidung nötig: Gibt es nach dem üblichen Kriterium nur ein einziges Gegenteil, so ist dieses das Entgegengesetzte. Gibt es nach diesem Kriterium hingegen viele, sind zwei Situationen denkbar: entweder verhalten sich diese Kontraria wie Schwarz-Grau-Weiß oder wie Doppeltes-Dreifaches-Vierfaches. Im ersten Fall bilden die Kontraria ein von zwei Extremen begrenztes Kontinuum von Eigenschaften, die etwas beim Übergang vom einen Extrem zum anderen durchlaufen muß (vgl. z.B. Cat 10, 12a 17-19). „Irgendwie“ (*πόσ*) sind auch die Grautöne den Extremen und einander entgegengesetzt (Phys. V 1, 224b 28-35), im strengen Sinn sind aber nur die beiden Extreme einander entgegengesetzt; man spricht dann auch von polar-konträren Eigenschaften. Im zweiten Fall haben wir es nicht mit einem von Extremen begrenzten Übergangsfeld zu

tun. Deswegen können dort auch keine Extreme als die im strengen Sinn einander entgegengesetzten Pole ausgezeichnet werden.

Die Beispiele, die Aristoteles für Gegensatzpaare anführt, stammen nun alle aus dem Bereich der lediglich dialektisch, nicht aber ontologisch motivierten *pros ti*. Denn Tugend und Schlechtigkeit, Wissen und Unkenntnis sind ja in der Welt als intrinsische Eigenschaften von Individuen realisiert, nicht als Relationen: Je nach gewähltem Jargon wird man sagen, Wissensbestände seien „als Eigenschaften der Seele“ oder „als Gehirnzustände“ realisiert; in beiden Fällen handelt es sich um intrinsische Eigenschaften eines Menschen. Das Doppelte und Dreifache sind in der Welt hingegen nicht als intrinsische Eigenschaften, sondern als genuine Relationen anzutreffen. Die Beispiele für diejenigen *pros ti*, die kein Entgegengesetztes haben, stammen also aus dem Bereich der ontologisch motivierten *pros ti*. Dies ist nun kein Zufall. Denn, wie ich bereits gezeigt habe, entspricht es ja dem spezifischen Seinsmodus des *pros ti*, daß es für diese Kategorie keine grundständige Art der Veränderung gibt. Ein von Extremen begrenztes Übergangsfeld von bei Veränderungen zu durchlaufenden Zwischenstufen, wie zum Beispiel bei den Farbqualitäten, würde daher gar nicht zum eigentümlichen Seinsmodus des ontologisch motivierten *pros ti* passen.

#### 4.3 Gleichursprünglichkeit oder ontologische Unabhängigkeit?

Als letzte der vier Eigenschaften ist nun die Gleichursprünglichkeit der korrelativen *pros ti* zu diskutieren. Zunächst präsentiert Aristoteles die Behauptung, korrelative *pros ti* seien „von Natur aus gleichzeitig“ (*hama tēj physei*, 7b 15). Diese Behauptung sei zumindestens „meistens wahr“ (*epi tōn pleitōn*, 7b 15-16). In Cat. 13 definiert Aristoteles die Gleichzeitigkeit von Natur aus so:

Von Natur aus zugleich wird genannt, was sich einerseits in der Abfolge des Seins umkehren läßt (*antistrephei men kata tēn tou einai akolouthēsīn*), bei dem andererseits niemals das eine für das andere Ursache des Seins (*aitia tou einai*) ist, wie zum Beispiel bei dem Doppelten und Halben. Dieses läßt sich nämlich umkehren, – denn wenn Doppeltes existiert, existiert Halbes, und wenn Halbes existiert, existiert Doppeltes, – keines von beidem aber ist für das andere Ursache des Seins. (Cat. 13, 14b, 27-32)

Es gilt also: X und Y sind von Natur aus zugleich, wenn es notwendig ist, daß X dann und nur dann existiert, wenn Y existiert und wenn weder X Ursache für Y noch Y Ursache für X ist. Und in der Tat: Wenn es das Doppelte gibt, dann auch das Halbe, wenn das Halbe, dann das Doppelte. Wenn es einen Herren gibt, dann auch einen Knecht, wenn einen Knecht, dann auch einen

Herren. Außerdem, so Aristoteles, würden sich korrelative *pros ti* „gegenseitig aufheben“ (*synanairei alléla*, 7b 19): Wenn alle Herren aus der Welt verschwinden, dann gibt es auch keine Knechte mehr, wenn alle Knechte aus der Welt entfernt werden, dann bleiben auch keine Herren zurück. Wenn in der Welt alles Doppelte schwinden würde, dann würde damit auch alles Halbe zugrunde gehen.

Sodann räumt Aristoteles aber auch gleich ein, daß es zu dieser These wichtige Ausnahmen gebe. Das Wißbare und das Wissen davon und das Wahrnehmbare und seine Wahrnehmung seien keineswegs gleichursprünglich. Das Einräumen dieser Ausnahmen wird von Aristoteles überraschend ausführlich begründet:<sup>32</sup>

Man könnte nämlich annehmen, daß das Wißbare (*epistêmon*) früher als das Wissen (*epistêmê*) ist, wie wir denn meistens (*epi to poly*) das Wissen erst erwerben, wenn die Sachverhalte (*pragmata*) vorher da sind. In wenigen oder gar keinen Fällen könnte jemand das Wissen zugleich mit dem Wißbaren entstehen sehen. Ferner hebt das Wißbare, wenn es aufgehoben wird, damit auch das Wissen auf, das Wissen aber hebt damit nicht auch das Wißbare auf. Wenn es kein Wißbares gibt, gibt es kein Wissen – denn von nichts mehr wird es Wissen sein –, gibt es hingegen kein Wissen, so hindert nichts, daß es Wißbares gibt. Wenn zum Beispiel die Quadratur des Kreises ein Wißbares ist, dann gibt es zwar noch kein Wissen davon, aber das Wißbare als solches gibt es. Ferner gibt es ohne Lebewesen kein Wissen, hingegen ist es möglich, daß es [ohne Lebewesen] viel Wißbares gibt. (Cat. 7, 7b 23-35; Übers. Rath)

Die Priorität des Wißbaren vor dem Wissen wird von Aristoteles also wie folgt begründet:

- (1) Normalerweise wird Wissen von bereits bestehendem Wißbaren erworben.
- (2) Wenn es das Wißbare nicht gibt, dann auch nicht das Wissen; wenn es aber das Wissen nicht gibt, dann kann es trotzdem das Wißbare geben.
- (3) Wenn es den Träger des Wissens nicht gibt, gibt es auch kein Wissen, aber Wißbares kann es trotzdem geben.

---

<sup>32</sup> Das legt die Vermutung nahe, daß andere diese Ausnahmen geleugnet haben, es sich also um eine für die philosophische Diskussion bedeutenden Sachverhalt handelt. Es liegt nahe, hier eine Reaktion auf Protagoras' *Homo mensura*-Satz zu vermuten; vgl. Gottlieb 1993. Auf die philosophische Relevanz hinsichtlich der neuzeitlichen Philosophie weist Rolfes (1962, 84 Anm. 16) hin: „Der Philosoph verurteilt hier zum voraus und im weitesten Umfang den Kantschen Idealismus, soweit er, um mit Kant zu sprechen, transzendente Ästhetik ist, d.h. sich auf die sinnliche Wahrnehmung bezieht.“



„Ähnlich“ (*homoiôs*, 7b35), so Aristoteles, verhalte es sich mit dem Paar Wahrnehmbares/Wahrnehmung (*aisthêton*, *aisthêsis*). Ganz analog führt Aristoteles die folgenden Gründe an (Cat. 7, 7b35-8a12):

- (4) Wenn es kein Wahrnehmbares gibt, dann auch keine Wahrnehmung; wenn es aber keine Wahrnehmung gibt, kann es durchaus Wahrnehmbares geben.
- (5) Wenn es den Träger der Wahrnehmung nicht gibt, gibt es auch keine Wahrnehmung; Wahrnehmbares kann es aber trotzdem geben.
- (6) Wahrnehmung entsteht zugleich mit dem zur Wahrnehmung Fähigen, dem Lebewesen; Wahrnehmbares gibt es auch, wenn es (noch) kein Lebewesen gibt.

Aristoteles führt diese Beispiele, wie gesagt, als Ausnahmen an für eine These, die „meistens wahr“ sei. Ich denke aber, daß diese Fälle aus systematischen Gründen eine eigenständige Gruppe bilden, nämlich die Gruppe der nur dialektisch motivierten *pros ti*.<sup>33</sup> Bei all jenen *pros ti*, die auf genuinen Relationen beruhen, kann es gar nicht anders sein, als daß beide Relata zugleich ins Sein kommen. Doch was sollte einen solchen Zusammenhang bei jenen Aussagen über ein *pros ti* sicherstellen, die sich zwar mehrstelliger Prädikate bedienen, aber von Qualitäten wahr gemacht werden? Wenn wir es mit zwei Qualitäten P und Q zu tun haben, ist die Gleichursprünglichkeit nur eine (unwahrscheinliche) Möglichkeit unter anderen. Die Qualitäten P und Q könnten völlig voneinander unabhängig sein oder P könnte Ursache von Q sein – dann wäre Q von P abhängig, P aber noch immer unabhängig von Q. In keinem dieser drei Fälle wären sie „von Natur aus zugleich“ oder gleichursächlich.

Bei den ontologisch motivierten *pros ti* kann man einen Grund dafür angeben, warum korrelative *pros ti* gleichursprünglich sein müssen. Während lediglich dialektisch motivierte *pros ti* nur mit Blick auf etwas anderes benannt werden, ist der Bezug auf anderes für die ontologisch motivierten *pros ti* konstitu-

---

<sup>33</sup> Oehler 1984, 245 wirft Aristoteles vor, „daß in diesen Beispielen die Zuordnung nicht angemessen getroffen wurde“, und schlägt vor, „statt der Beziehung zwischen Wissen und Wißbarem die Beziehung zwischen Wissen und Gewußtem“ zu betrachten, bei der Gleichzeitigkeit tatsächlich vorliegt. Allerdings verfehlt Oehler damit den eigentlichen Punkt: Auch daß Wißbare ist ein dialektisch wohl motiviertes *pros ti*. Was für Sokrates wißbar ist (etwa ein schwieriges philosophisches Problem oder die Offenbarungen des *daimonion*) ist für andere noch lange nicht wißbar. Vom Wißbaren wird also mit Bezug auf einen möglichen Wissenden geredet. Aristoteles wählt die Beispielpaare also wohlbegründet.

tiv für ihr Sein. Sie entstehen überhaupt erst durch das in Beziehung treten zweier Entitäten, und dieses kann aus der Perspektive jeder dieser beiden Entitäten betrachtet werden, wodurch sich die beiden korrelativen *pros ti* zugleich ergeben. Alle derartigen *pros ti* sind also zwingend gleichursprünglich und „von Natur aus zugleich“, während es bei lediglich dialektisch motivierten *pros ti* keine Garantie für eine Gleichursprünglichkeit der korrespondierenden Relativa gibt. Die Ausnahmen zu Aristoteles' Gleichursprünglichkeits-These entstammen also der Gruppe der bloß dialektisch motivierten *pros ti*, während sie für die Relativa *secundum esse*, also diejenigen *pros ti*, die Aristoteles' zweite Definition erfüllen, zwingend gilt.

Wenn dieses Ergebnis richtig ist, kommen wir zu dem überraschenden Ergebnis, daß auch die von mir bisher oft angeführten Beispiele „Vater“, „Mutter“ und „Kind“ aus dem Bereich der Familienverhältnisse keine Relativa *secundum esse* sind.<sup>34</sup> Denn Kinder kann es auch dann noch geben, wenn ihre Eltern verstorben sind. Es ist ein Zustand vorstellbar, in dem nur noch Menschen leben, die zwar Kinder verstorbener Eltern sind, aber selbst noch nicht Eltern geworden sind. Umgekehrt kann es Väter und Mütter auch dann noch geben, wenn ihre Kinder gestorben sind. Man mag einwenden, daß es dann immer noch Kinder gibt, weil ja die Eltern selbst Kinder ihrer Eltern, der Großeltern ihrer verstorbenen Kinder, sind. Wenn wir uns aber vorstellen, daß Kain unmittelbar nach der Erschlagung Abels verstorben wäre, dann würden mit Adam und Eva zwei Eltern zurückbleiben, die selber keine Eltern hatten. Die Existenz von Kindern zu einer bestimmten Zeit ist also nicht daran gebunden, daß es zur gleichen Zeit auch Eltern gibt. Ebenso ist die Existenz von Eltern nicht an die gleichzeitige Existenz von Kindern gebunden. Eltern und Kinder sind also keineswegs von Natur aus zugleich. Vielmehr gibt es zwischen Eltern und Kindern eine wichtige Abhängigkeit: Eltern sind die Ursachen ihrer Kinder. Schon aus diesem Grund sind Eltern und Kinder nicht „von Natur aus zugleich“. Hinzu kommt, daß die für die Entstehung notwendige kausale Interaktion der Eltern – die Zeugung – neun Monate vor der Geburt stattfindet.<sup>35</sup> Bis zur Geburt besteht reichlich Gele-

---

<sup>34</sup> In diesem Punkt widerspreche ich also Thomas von Aquin, Summa Theologiae I, q. 13 a. 7 ad 1, der *pater* und *filius* als Beispiele für die *relativa secundum esse* anführt.

<sup>35</sup> Weitere Komplikationen ergeben sich daraus, daß es heute die Möglichkeit der künstlichen Befruchtung und der Einlagerung von Ei- und Samenzellen gibt. Dies erlaubt es, daß der kausale Beitrag der Eltern zeitlich sogar noch viel weiter zurückliegt und beide bereits zum Zeitpunkt der

genheit für den Tod des Vaters, und sollte die Mutter unter der Geburt sterben, kann es sein, daß das Kind zu einem Zeitpunkt geboren wird, an dem seine Eltern nicht mehr existieren. Wenn es also zutrifft, daß alle ontologisch motivierten *pros ti* von Natur aus zugleich sind, dann ist „Vater“ ein lediglich dialektisch motiviertes *pros ti*. Nun ist es aber sicherlich keine Qualität von Sophroniskos oder Sokrates, die Aussagen wie „Sophroniskos ist Vater von Sokrates“ oder „Sokrates ist Kind von Sophroniskos“ wahr macht. Was diese Aussagen wahr macht, ist eine Kausalgeschichte: Sophroniskos hat den Samen hervorgebracht, der in Aristoteles' Zeugungslehre gemeinsam mit dem Blut der Mutter den Ursprung des Sokrates bildet. Und in dieser Kausalgeschichte kommen eine Reihe von Aussagen vor, die den „dynamischen“ Kategorien des *poiein* und *paschein* zuzuordnen sind: Das *poiein* des Sophroniskos, das den Samen hervorbringt, das *poiein* des Samens, das das Mutterblut formt, und das *paschein* des Mutterblutes, das sich diese Form geben läßt. „Vater“ ist also ein dialektisch motiviertes *pros ti*, daß sich nicht auf Qualitäten, sondern auf vergangene Ereignisse zurückführen läßt, d. h. auf vergangenes *poiein* oder *paschein*.<sup>36</sup>

#### 4.4 Das Genus-Spezies-Problem

Zu den Beispielen, die Aristoteles in Cat. 7 für das *pros ti* gemäß seiner ersten Begriffsbestimmung anführt, gehören auch: „Haltung (*hexis*), Ordnung (*diathesis*), Wahrnehmung (*aisthêsis*), Wissen (*epistêmê*), Stellung (*thesis*)“ (6b 2-3). Aufgrund der dialektischen Motivation können wir sehr gut nachvollziehen, warum Aristoteles diese Beispiele nennt: Wer etwas sieht, sieht eben nur diesen bestimmten Wahrnehmungsgegenstand und kann andere Dinge durchaus auch nicht sehen, und wer etwas weiß, muß keineswegs alles wissen, sondern kann anderes auch nicht wissen. Aufgrund der ontologischen Motivation würde man sich kaum veranlaßt sehen, die Dinge in dieser Liste als Beispiele für das *pros ti* zu nennen: Eine *hexis* ist doch eine intrinsische Eigenschaft eines Individuums, ebenso wie das Wissen im Wissenden und die Wahrnehmung im Wahrnehmenden zu suchen ist. Und tatsächlich führt Aristoteles ja beispielsweise die spezielle *hexis* der Gerechtigkeit oder das spezielle Wissen

---

Zeugung nicht mehr existieren. Für die Zwecke dieses Aufsatzes kann dies aber vernachlässigt werden.

<sup>36</sup> Danto 1974, 121-122 nennt „Vater“ daher einen „vergangenheits-bezogenen Begriff“.

des Lesen- und Schreibenkönnens, die *grammatikê*,<sup>37</sup> als Beispiele für die Kategorie der Qualität an. Konsequenterweise schreibt Aristoteles in der Kategorienschrift: „Bei ziemlich allem derartigem werden die Gattungen ein *pros ti* genannt, beim Einzelnen jedoch nichts.“ (Cat. 8, 11a 23-24)

Sollte man nicht eigentlich erwarten, daß Genus und Spezies stets zu derselben Kategorie gehören? Aristoteles selbst formuliert an einer Stelle in der Topik als allgemeines Prinzip: „Allgemein gesagt, muß das Genus zu derselben Einteilung (*hypo tèn autên diairesin*) gehören, wie die Spezies“ (Top. IV 1, 121a 5-7).<sup>38</sup> Diese Prämisse nutzt Aristoteles beispielsweise, um zu zeigen, daß das Weiße nicht das Genus von Schwan sein kann, da das Weiße zur Kategorie des Qualitativen, der Schwan allerdings zur Kategorie der Substanz gehört (120b 38-39).

An anderer Stelle drückt Aristoteles sich aber auch in der Topik im Sinne der Kategorienschrift aus: „Wenn die Spezies zu den *pros ti* gehört, dann auch das Genus“ (Top. IV 4, 124b 16), räumt er ein, aber umgekehrt müsse dies nicht immer gelten: „Wenn aber das Genus zu den *pros ti* gehört, ist es nicht notwendig, daß auch die Spezies dazugehört“ (124b 18), und er verweist auf das uns bereits bekannte Beispiel: Die *epistêmê* ist ein *pros ti*, die *grammatikê* hingegen nicht (124b 19).<sup>39</sup>

Wie kann es zu diesem „Kategorien-Sprung“ kommen? Die Antwort liegt auch hier wieder in der Tatsache, daß diese *pros ti* zwar dialektisch, nicht aber ontologisch motiviert sind. Ein bestimmtes Wissen von kann seinem Träger mit einem mehrstelligen Prädikat „... weiß um ---“ oder einem modifizierten Prädikat „(von<sub>y</sub> hat-Wissen)(x)“ zugeschrieben werden. In beiden Fällen haben wir es mit zwei Einsetzungsstellen zu tun. Doch was passiert bei der Bildung von Spezies von Wissen? Dann wird die zweite Einsetzungsmöglichkeit durch das Einsetzen des Wissensgegenstandes gefüllt. Im Beispiel der *gramma-*

---

<sup>37</sup> Die Wissenschaft der Grammatik war zu Aristoteles' Zeit noch nicht sehr weit entwickelt, wie seine eigenen Versuche in diesem Feld in Int. 2-4 oder in der Poetik zeigen. Diese könnte also kaum als Feld-, Wald- und Wiesenbeispiel dienen, was die *grammatikê* aber durchaus tut. Aus Top. VI 5, 142b 31-34 erfahren wir jedoch, daß die *grammatikê* das Lesen und Schreiben erlaubt.

<sup>38</sup> Analog dazu fordert er in Top. VI 6, 145a 13-18, daß die Differenz bei *pros ti* stets selbst ein *pros ti* ist, wie etwa in der Einteilung des Wissens in theoretisches, praktisches und poetisches Wissen. Hier, so Aristoteles, sind die Differenzen selbst *pros ti*, denn das Wissen betrachtet, handelt oder schafft stets mit Blick auf einen ganz bestimmten Gegenstand.

<sup>39</sup> Anschließend an diese Stelle meldet Aristoteles sogar leichte Zweifel an der ersten Aussage „Wenn die Spezies ein *pros ti* ist, dann auch das Genus“ an. Die Tugend würde ja zum Guten gehören, anders als die Tugend sei das Gute aber ein Qualitatives (Top. IV 4, 124b 19-22).

*tikê* wird das mehrstellige Prädikat „... weiß um ---“ zu dem einstelligen Prädikat „... weiß um die Buchstaben“ und das modifizierte Prädikat zu „(von-Buchstaben hat-Wissen)(x)“. Und noch ein Beispiel für dieses Verfahren der Speziesbildung: Aus dem mehrstelligen Prädikat „... handelt hinsichtlich von --- spontan richtig“, mit dem ein Tugendhafter beschrieben werden kann, wird durch Einsetzen eines bestimmten Handlungsbereiches zum Beispiel das einstellige Prädikat „... handelt hinsichtlich von Tausch- und Verteilungsproblemen spontan richtig“, das den Gerechten beschreibt. Durch diese Reduzierung der offenen Einsetzungsstellen im Rahmen der Speziesbildung entfällt die dialektische Motivation, diese Ausdrücke als *pros ti*-Ausdrücke zu behandeln. Eine ontologische Motivation liegt hingegen erst gar nicht vor; die Spezies wird ja ganz zwanglos den Qualitäten zugeordnet. Bei denjenigen *pros ti*, die nur dialektisch, nicht aber ontologisch motiviert sind, sind also „Kategorien-Sprünge“ möglich: Gehört ein Genus zu den dialektisch motivierten *pros ti*, kann eine Spezies durchaus zu den Qualitäten gehören. Ontologisch motivierte *pros ti* bleiben hingegen ihrer Kategorie treu: Genus und Spezies gehören hier stets zum *pros ti*. Das Genus-Spezies-Problem ergibt sich also nicht daraus, daß Aristoteles die Relationslogik noch nicht kannte,<sup>40</sup> sondern an der fehlenden Trennung von Logik und Ontologie, von dialektischer und ontologischer Funktion der Kategorie des *pros ti*.

Dies ist der Hintergrund, vor dem Aristoteles in der Kategorienschrift am Ende des Kapitels über das Qualitative sagt, man müsse sich nicht beunruhigen, daß so vieles aus dem Bereich des *pros ti* auch als *poion* behandelt worden ist (Cat. 8, 11a 20-22). Aristoteles begründet dies ganz richtig damit, daß beispielsweise bei der Prädikation eines einzelnen Wissens nicht mehr gefragt werden kann, wovon dies denn das Wissen ist. Dafür hat das entsprechende Prädikat keine offene Einsetzungsstelle mehr:

Das Wissen nämlich, das eine Gattung ist, wird das, was es ist, mit Hinblick auf ein anderes genannt – ‚von etwas‘ nämlich wird es Wissen genannt. Nichts aber von dem Einzelnen (*kath' hekasta*) wird das, was es ist, in Hinblick auf ein anderes genannt, zum Beispiel die *grammatikê* nicht ‚grammatikê von etwas‘ und die *musikê* nicht ‚musikê von etwas‘ – und wenn, dann werden auch diese nach der Gattung (*kata to genos*) ein *pros ti* genannt. Zum Beispiel wird die *grammatikê* ‚Wissen von etwas‘ genannt, aber nicht ‚grammatikê von etwas‘, und die *musikê* ‚Wissen von etwas‘, nicht aber ‚musikê von etwas‘. Daher gehören die auf das Einzelne bezogenen (*hai kath' hekasta*) nicht zum *pros ti*. (Cat. 8, 11a 24-32)

---

<sup>40</sup> So Oehler 1984, 265.

Hier spiegelt sich die Unterscheidung zwischen dialektischer und ontologischer Motivation erneut in der auffallenden Beschreibung, daß etwas zwar nicht selbst, aber nach der Gattung ein *pros ti* genannt wird. Diese Unterscheidung taucht auch an anderen Stellen auf. In der Topik unterscheidet Aristoteles zwischen dem *kath' hauta pros ti* und dem *pros ti kata to genos* (Top. VI 8, 146a 37-38), in den Sophistischen Widerlegungen erwähnt er das „nicht allein der Gattung nach, sondern aufgrund seiner selbst *pros ti* genannte“ (*mé monon genê alla kai auta pros ti legetai*, Soph. el. 13, 173b 2-3). Im „Definitionenbuch“ der Metaphysik zählt Aristoteles dies als eine besondere Verwendungsweise von *pros ti* auf: Die Heilkunst beispielsweise werde ein *pros ti* genannt, „weil ihre Gattung, die *epistêmê*, ein *pros ti* ist“ (Met. V 15, 1021b 5-6). All jene Gattungen, nach denen etwas als ein *pros ti* bezeichnet werden kann, das nicht selbst ein *pros ti* ist, sind die bloß dialektisch motivierten *pros ti*.

#### 4.5 Die kategoriale Zuordnung von *Dynamis* und *Energiea*

Die Unterscheidung zwischen bloß dialektisch motivierten *pros ti* und ontologisch motivierten *pros ti* kann noch ein weiteres Problem lösen: die kategoriale Einordnung von *dynamis* und *energeia*. Immer wieder wird gerätselt, zu welcher Kategorie denn *dynamis* und *energeia* gehören<sup>41</sup> oder warum Aristoteles diese Begriffe nicht in seine Kategorienliste aufnimmt.<sup>42</sup> Es gibt textliche Hinweise, die uns hinsichtlich dieser Fragen einige Winke geben: In Met. V 15 sagt Aristoteles ausdrücklich, daß das *kata dynamin* Ausgesagte eine Hauptgruppe des Bezüglichen ausmacht, und in Cat. 7 erwähnt Aristoteles zwar nicht ausdrücklich den Begriff *dynamis*, er zählt aber die schon erwähnte Reihe von Begriffen als Beispiele auf, die mit dem Vermögen eng verwandt sind: „Haltung (*hexis*), Ordnung (*diathesis*), Wahrnehmung (*aisthêsis*), Wissen (*epistêmê*), Stellung (*thesis*)“ (6b2f). Da man für das Vermögen dem Vater-Sophisma ganz ähnliche Fehlschlüsse bilden kann, gibt es auch bei der *dynamis* eine dialektische Motivation, sie unter das *pros ti* zu zählen. Denn wer etwas vermag, so könnte der Sophist argumentieren, kann wohl kaum nicht nicht vermögen, muß also alles vermögen. Die ontologische Motivation ist bei der *dynamis* aber wie auch in

<sup>41</sup> Vgl. z.B. Trendelenburg 1846, 157-164; dazu vgl. Jansen 2002, 107 Anm. 154.

<sup>42</sup> Vgl. Edel 1975, 54: „There is one class of terms we might have expected to be represented in the categories – potentiality (*dunamis*) [...] and actuality (*energeia*) and movement (*kinêsis*) [...].“ Aus meinen Ausführungen dürfte klar werden, warum ich Edels Verwunderung nicht teile. Seine These, *dynamis* und *energeia* sei in den ‚kleinen‘ Kategorien des *echein* und *keisthein* wiederzuentdecken, ist nicht zu halten.

den anderen gerade genannten Fällen nicht erfüllt. Ein Vermögen, ein Wissen oder eine Wahrnehmung läßt sich ohne Probleme einem Träger zuschreiben und damit als Qualität auffassen. Wenn wir nun das Ergebnis der vorhergehenden Diskussion auf die Vermögen übertragen, ergibt sich, daß das allgemeine „Vermögen“ innerhalb dieses von Aristoteles vorgegebenen Rahmens als *pros ti* angesehen werden sollte, ein ganz bestimmtes Vermögen aber, wie etwa das „Vermögen zu Gehen“, als Qualität. Die einzelnen Vermögen können also in ihren Trägern inhärierende Qualitäten sein, während bei der Verwendung des Gattungsbegriffs „Vermögen“ beachtet werden muß, daß dieser sich stets auf bestimmte Typen von Verwirklichungen bezieht.

Gegen die Klassifikation der Vermögen als Qualitäten könnte jedoch folgender Einwand angeführt werden: Im Definitionenkapitel zum „Seienden“ (*on*) in Met. V 7 gibt Aristoteles an, daß man „in den genannten Fällen“ (*tôn eirêmenôn toutôn*) als „Seiend“ etwas bezeichnen kann, das *dynamei* oder *entelecheiaj* vorliegt (Met. V 7, 1017a35-b2). Und zu den zuvor angeführten Verwendungsweisen gehörten außer dem Seienden im akzidentellen Sinn (*kata symbebêkos*, 1017a8-23) und im Sinne des „Wahr-Seienden“ (1017a31-35) auch das Seiende im nichtakzidentellen Sinne (*kath' hauta*, 1017a22), von dem es so viele Verwendungsweisen gibt, wie es Kategorien gibt (*hosaper sêmainei ta schêmata tês katêgorias*, 1017a23). Heißt dies nun nicht, daß das *dynamei on* und das *entelecheiaj on* in allen Kategorien vorkommt?

Hier gilt es, Aristoteles' Motivation für die Unterscheidung zwischen *dynamei on* und *entelecheiaj on* im Auge zu behalten. Anlaß dieser Unterscheidung ist, daß ein und dasselbe Wort bei verschiedenen Gelegenheiten unterschiedlich verwendet werden kann, wie dies auch aus den Beispielen hervorgeht, die Aristoteles anführt (1017b2-8): Als „Sehender“ kann jemand bezeichnet werden, der gerade sieht, aber auch jemand, der über den Sehsinn verfügt, aber gerade die Augen geschlossen hält. Anlaß der Unterscheidung ist das Phänomen dieser systematischen Mehrdeutigkeit natürlichsprachlicher Ausdrücke. Wenn Aristoteles nun ausführt, daß es diese Mehrdeutigkeit bei Ausdrücken für Dinge aus allen Kategorien gibt, dann muß dies keineswegs bedeuten, daß auch in allen Kategorien Vermögen zu finden sind. Vielmehr heißt es erst einmal nicht mehr, als daß diese Ausdrücke in ihrer *entelecheiaj*-Bedeutung Dinge aus den verschiedenen Kategorien bezeichnen. Die Vermögen für diese Verwirklichungen müssen aber nicht in dieselbe Kategorie fallen. Auch

Met. V 7 spricht also nicht gegen die Einordnung der einzelnen Vermögen als Qualitäten.<sup>43</sup>

Die verschiedenen Verwirklichungen, zu denen die Vermögen befähigen, können also allen Kategorien entstammen; aus allen Kategorien gibt es also *energeiai*. Wie *dynamis* schlechthin ist dann auch *energeia* (und *entelecheia*) schlechthin ein Bezügliches: Man muß spezifizieren, was für eine Verwirklichung nun vorliegen soll, wovon diese Verwirklichung eine Verwirklichung sein soll: von welchem Vermögen<sup>44</sup> oder von welcher Tätigkeit. „Vermögen“ und „vermögend sein“ bezeichnen also ein *pros ti*, ein Bezügliches: Sie bedürfen der Ergänzung, um richtig verstanden werden zu können. Stets muß man wissen, um welches Vermögen wofür es sich handelt. Davon unberührt bleibt aber die Klassifikationen der einzelnen Vermögen als Qualitäten.

## 5. Zusammenfassung

Ich habe dafür argumentiert, daß das Anerkennen einer eigenen Kategorie für das *pros ti* zwei divergente Ursachen hat. Zum einen ist die Kategorie des *pros ti* von dem Bestreben motiviert, Fehlschlüsse wie das Vater-Sophisma zu vermeiden, von denen in Platons Euthydemos-Dialog Beispiele in großer Zahl vorgeführt werden. Die Kategorie ist, modern gesprochen, nötig, um potentiell mehrstellige Prädikate nicht genauso wie einstellige Prädikate oder um modifizierte Prädikate nicht genauso wie unmodifizierte Prädikate zu behandeln. Neben diese dialektische oder logische Funktion tritt dann aber die ontologische Funktion der Kategorie, die den speziellen Seinsmodus des Bezüglichen berücksichtigt, der sich deutlich von der Seinsweise intrinsischer Qualitäten oder Quantitäten unterscheidet. Durch die konsequente Beachtung der zwei beiden verschiedenen Funktionen der Kategorie des *pros ti* konnte ich nicht nur die Zweizahl der Definitionen dieser Kategorie in Cat. 7 erklären, sondern auch die seltsame Vielfältigkeit des *pros ti* hinsichtlich der Eigenschaften des Verfügens über Gegensätze und hinsichtlich ihrer natürlichen Gleichursächlichkeit begründen, während die Eigenschaften der Umkehrbarkeit und der Gradualität unabhängig von der jeweiligen Motivation sind – und zwar aus unterschiedlichen Gründen: die Umkehrbarkeit, weil sie für alle *pros*

---

<sup>43</sup> Vgl. dazu ausführlicher Jansen 2002, 105-107.

<sup>44</sup> Vgl. Kostman 1987, 11: „an actualizing is necessarily an actualizing of something, *viz.*, of a potentiality“.



*ti* gilt, die Gradualität, weil die Grenze zwischen graduellen und nicht-graduellen *pros ti* quer zu den beiden Motivationen verläuft. Zudem konnte die Beachtung der bloß dialektischen Motivation erklären, wie manche Gattungsbegriffe ein Bezügliches, ihre Arten aber Qualitatives bezeichnen können, wodurch es auch möglich wurde, *dynamis* und *energeia* kategorial zu verorten.<sup>45</sup>

## Literatur

- Ackrill, J. L., Aristotle. Categories and De Interpretatione, translated with notes, Oxford 1963 (= Clarendon Aristotle Series).
- Baltzly, D., Plato, Aristotle, and the *logos ek ton pros ti*, in: Oxford Studies in Ancient Philosophy 15 (1997) 177-206.
- Bonitz, H., Über die Kategorien des Aristoteles, 1853, ND Darmstadt 1967.
- Clark, R., Concerning the Logic of Predicate Modifiers, in: Nous 4, 311-335.
- Cooke, H. P., Aristotle. Categories, in: ders./H. Treddennick, Aristotle. Categories. On Interpretation. Prior Analytics, Cambridge MA/London 1938 u.ö.
- Danto, A. C., Analytische Philosophie der Geschichte, Frankfurt M. 1974.
- Davidson, D., The Logical Form of Action Sentences, in: ders., Essays on Actions and Events, Oxford 1980.
- Ebert, Th., Gattungen der Prädikate und Gattungen des Seienden bei Aristoteles. Zum Verhältnis von Kat. 4 und Top. I 9, in: Archiv für Geschichte der Philosophie 67 (1985) 113-138.
- Edel, A., Aristotle's Categories and the Nature of Categorical Theory, in: Review of Metaphysics 29 (1975) 45-65.
- Gottlieb, P., Aristotle versus Protagoras on Relatives and the Objects of Perception, in: Oxford Studies in Ancient Philosophy 11 (1993) 101-119.
- Hood, P. M., Aristotle on the Category of Relation, Lanham MD 2004.
- Jansen, L., Tun und Können. Ein systematischer Kommentar zu Aristoteles' Theorie der Vermögen im neunten Buch der Metaphysik, Frankfurt u.a. 2002 (= Philosophische Analyse 3).
- Kahn, Ch. H., Questions and Categories, in: H. Hiz (Hg.), Questions, Dordrecht/Boston 1978, 227-278.
- Kapp, E., Der Ursprung der Logik bei den Griechen, Göttingen 1965.
- Kerferd, G. B/Flashar, H., Die Sophistik, in: H. Flashar (Hg.), Sophistik. Sokrates. Sokratik. Mathematik. Medizin (= Neuer Ueberweg: Antike 2/1), Basel 1998.

---

<sup>45</sup> Eine frühere Version dieses Textes habe ich auf dem Kolloquium der Gesellschaft für antike Philosophie in Hamburg vorgetragen. Allen, die sich an der Diskussion beteiligt haben, möchte ich für ihre anregenden Beiträge danken, durch die ich diesen Artikel weiter verbessern konnte. Für wichtige Hinweise zu späteren Fassungen danke ich Niko Strobach, Bertram Kienzle und dem anonymen Gutachter für „Philosophiegeschichte und logische Analyse“.

- Kostman, J., Aristotle's definition of change, in: *History of Philosophy Quarterly* 4 (1987) 3-16.
- Mignucci, M., Aristotle's Definitions of Relatives in *Cat. 7*, in: *Phronesis* 31 (1981) 101-127.
- Morales, F., Relational Attributes in Aristotle, in: *Phronesis* 39 (1994) 255-274.
- Morton, A., Complex Individuals and Multigrade Relations, in: *Nous* 9 (1975) 309-318.
- Mojsisch, B., Art. Relation II. Spätantike, Mittelalter, Renaissance, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 8, Basel 1992, Sp. 586-595.
- Oehler, K., *Aristoteles. Kategorien*, Berlin 1984.
- Rath, I., *Aristoteles. Kategorien*, Stuttgart 1998.
- Rolfes, E., *Aristoteles. Kategorien/Lehre vom Satz (Organon I/II)*, ND der Ausgabe von 1925, Hamburg 1962 (= *Philosophische Bibliothek* 8/9).
- Scheibe, Erhard, Über Relativbegriffe in der Philosophie Platons, in: *Phronesis* 12 (1967), 28-49.
- Schwarz, F. F., *Aristoteles. Metaphysik*, Stuttgart 1970.
- Sprague, R. K., *Plato's Use of Fallacy. A Study of the Euthydemus and Some Other Dialogues*, London 1962.
- Thomas von Aquin, *Summa Theologiae*, ed. P. Caramello, 3 Bde., Turin/Rom 1952-56.
- Trendelenburg, A., *Geschichte der Kategorienlehre. Zwei Abhandlungen*, zuerst in 3 Bde. 1846, 1855, 1867; ND Hildesheim 1963.